



Kaiserin Augusta und Kaiser Wilhelm I. auf einer Spazierfahrt in Koblenz im Sommer 1885.

DPA/SCHERL

L'honnête homme vérifie avant d'affirmer“, der Edelmann verifiziert, bevor er behauptet – so bewarb Jean-Charles Volkmann seine „Chronologie de l'histoire de France“, in vorwikipedianischen Zeiten ein hilfreiches Encheiridion für historisch interessierte Frankreichreisende. Heute ist das Verifizieren wie das Behaupten eine Sache des digitalen Nachschlagens, aber das will gelernt und dann muss es überhaupt möglich sein: Google Books sind das eine, gratis im Volltext zugängliche und durchsuchbare, vor allem aber textkritisch edierte Bücher und Textcorpora das andere.

Eine Vorreiterrolle auf diesem als „Digital Humanities“ bekannten Feld spielt die Universität Trier. Deren Onlineportal mit verschiedenen Werkausgaben Friedrichs des Großen und kontingenten Quellencorpora wurde vor zwanzig Jahren, im September 2006, initiiert. Auch bei der Vorstellung des „Trierer Briefportals“, das nun seit einigen Tagen online geschaltet ist, im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem, sprach die Präsidentin der Universität Trier, Eva Martha Eckkrammer, ein Grußwort (es war der 15. Juni – ausgerechnet, denn an diesem Tag starb 1888 Kaiser Friedrich III. und bestieg Wilhelm II. den Thron, Sohn und Enkel des Kaiserpaares, um das es im Briefportal vor allem geht).

Das Trierer Briefportal enthält drei separate Datenbanken: das demokratisch-liberale Briefnetzwerk von ca. 1848 bis 1890, das Briefverzeichnis der Kaiserin Augusta und die Korrespondenz zwischen König/Kaiser Wilhelm I. und Augusta zwischen 1857 und 1871. Die ersten beiden Datenbanken sind Findbücher, d. h., sie enthalten nicht die Briefe selbst, listen

Gut, dass sie lieber brieflich verkehrten

Das Trierer Briefportal: Vom Nutzen und Nachteil der Digitalität und der Datenbanken für die Historie. Von Konstantin Sakkas

diese aber auf und verweisen auf die jeweilige Fundstelle in Editionen bzw. auch Archiven. Die dritte hingegen ist eine Onlineedition, die sowohl den jeweiligen Brief als Scan als auch eine Transkription bietet; alle Datenbanken verknüpfen Eigennamen mit einem erklärenden Zusatz und Ortsnamen mit der aktuellen Geolocation.

Was die Quellen ermöglichen

Geleitet wird das Projekt zum demokratischen Briefnetzwerk quasi aus dem Ruhestand heraus von Christian Jansen, emeritierter Professor an der Uni Trier. Das rund 22.000 (!) Briefe betreffende Briefverzeichnis zu Kaiserin Augusta wurde von Susanne Bauer, die sich jüngst mit einer Arbeit zu Augustas Briefkommunikation promoviert hat, aus der Taufe gehoben und ist nun abgeschlossen. Das Wilhelm-Augusta-Projekt liegt in den Händen von Tobias Hirschmüller, dessen Doktorarbeit zu Erzherzog Johann alsbald erscheinen soll, und Jan Markert, dessen zeitgleich mit Bauers Arbeit in Trier entstandene und erschienene Dissertation zu Kaiser Wilhelm I. („Vom Kartätschenprinz zum Reichsgründer“), die dessen Rolle beim Reichsgründungsprozess grundlegend Neubewertet und den Anteil Otto von Bismarcks an diesem quantitativ korrigiert, in der Fachwelt für Furore gesorgt hat.

So betont Markert in seiner Keynote, dass er mit dieser Online-Edition auch den Kritikern seiner These die Möglichkeit geben will, seine Argumentation und ihre Kritik an ihr anhand der Quellen zu überprüfen. Die Auswahl des Editionszeitraums hängt damit zusammen, dass 1857 Prinz Wilhelm, bis dahin auf dem Abstellgleis als Gouverneur der Rheinprovinz in Koblenz, die Stellvertretung für seinen erkrankten Bruder König Friedrich Wilhelm IV. in Berlin und damit faktisch die Regierungsgewalt übernimmt (1858 wird er offiziell zum Regenten ernannt, am 2. Januar 1861 besteigt er den Thron und herrscht bis 1888), während er 1871 Kaiser des neu gegründeten Deutschen Reiches wird. Es handelt sich also um die kruziiale Phase des Reichseinigungsprozesses, die hier in der komplett und ohne textliche Auslassungen (auch Peinlich-Privates kommt zur Sprache) edierten Korrespondenz zwischen dem konstitutionell regierenden König von Preußen und seiner Frau abgebildet wird.

Dass die Korrespondenz zwischen den Eheleuten, die immerhin fast sechzig Jahre verheiratet waren, so umfangreich ausfällt, hänge damit zusammen, dass die beiden über lange Strecken im Jahr sich an verschiedenen Orten aufgehalten, oftmals aber auch am selben Ort per Brief korrespondiert hätten, etwa wenn sie sich zuvor gestritten hatten.

Das Phänomen des Pärchens, das in seiner Wohnung zwischen Wohnzimmercouch und Schlafzimmer per WhatsApp kommuniziert, ist also nicht neu. Tatsächlich ist bislang auch nur ein Foto bekannt, das Wilhelm und Augusta zusammen zeigt, und zwar ein Schnappschuss von 1885.

„Für die Forschung“, so Markerts humoriges Fazit, sei es „ein Glück, dass diese Ehe unglücklich war“. Bekanntlich war Augusta, die in Weimar „zu Füßen Goethes“ aufgewachsen und für Wilhelm, der seine Elisa Radziwill nicht hatte heiraten dürfen, nur die zweite Wahl gewesen war, liberal (und prokatholisch) und stand überwiegend in Opposition zur Politik ihres Mannes und insbesondere der Bismarcks, der in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ kein gutes Haar an der Kaiser-Königin lässt. Allerdings, das betont Markert, finden wir in den Briefen auch bei ihr einen (für den Nation-Building-Liberalismus des 19. Jahrhunderts freilich typischen) Bellizismus sowie einen derart ausgeprägten Standesdünkel, dass er selbst Wilhelm, der mit Nobilitierungen recht großzügig war, manchmal zu weit ging.

Die Präsidentin des Geheimen Staatsarchivs, Ulrike Höroldt, begrüßt, dass der editorische Trend in den Geisteswissenschaften dank der digitalen Möglichkeiten nunmehr zu Gesamtausgaben statt Auswahlen gehe, weil Letztere,

eben wegen des Zwangs, etwas wegzulassen, doch nie frei von einer wertenden Tendenz seien. Jansen sekundiert, dass Archivalien, die nicht auch digital aufbereitet seien, immer weniger genutzt würden. Dass Korrespondenzen online ediert sind, mache sie quasi gefragter, ob es sich nun um bloße Digitalisate alter Editionen oder, wie im Falle Wilhelm/Augusta, um textkritische Transkriptionen mit Hilfe moderner Technik handele.

Texteditionen erfordern einen langen Atem, das gilt inhaltlich, aber auch organisatorisch, so Susanne Bauer, die inzwischen an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften forscht, aber den Launch der von ihr initiierten Augusta-Datenbank noch begleitet hat: 2016 sei der Erstantrag zu dem Projekt, aus dem auch ihre Dissertation hervorgegangen ist, gestellt worden, jetzt erst, zehn Jahre später, gehe das Briefverzeichnis online.

Den Nutzen, den Digitalität für die Geschichtswissenschaft bedeuten kann, verdeutlicht das Briefportal mehrfach: Einerseits schafft sie breite Zugänglichkeit, andererseits ermöglicht sie Interaktivität in Echtzeit. Er sei für Korrekturhinweise jederzeit offen, so Markert, textliche und auch inhaltliche Berichtigungen oder Varianten könnten in wenigen Minuten eingepflegt und veröffentlicht werden.

Aber sie verdeutlicht auch ihren Nachteil: Künstliche Intelligenz, sagt Hirschmüller, sei eine Blackbox, sie liefere nur Ergebnisse solcher Art, auf die sie hintrainiert worden sei. Das deckende Markieren von transkribierten Textzeilen zwecks Überprüfung durch ein KI-Programm sei mitunter so umständlich, dass es praktischer sei, in derselben Zeit den Text einfach selber durchzugehen und zu überprüfen. Ein hundertprozentig zuverlässiges Tool ist KI, wenig verwunderlich, auch editionswissenschaftlich nicht. Sie muss nicht nur fortlaufend mit Inhalten gefüttert, sondern vor allem muss ihre Kriteriärität dauernd feingestimmt und angepasst werden.

Dass das Private politisch sei, wurde und wird oft gesagt, es hat aber nicht nur eine sozialpsychologische und ideengeschichtliche, sondern eine im engeren Sinne historiografische Dimension. Längst ist die biografische Methode in der deutschen Geschichtswissenschaft rehabilitiert, in Projekten wie diesem wird sie radikal verwirklicht – wenn es denn Geld dafür gibt: So hätte die Familie von Preußen, heißt es augenzwinkernd, statt Prozesse um Restitution und gegen renommierte Historiker zu führen, sich vielleicht eher an der Briefedition „ihres“ ersten Kaiserpaares finanziell beteiligen sollen. Ein anderes gegenwärtig betriebenes Projekt zur kritischen Edition der Korrespondenz zwischen Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth (1709-1758) und ihrem Bruder Friedrich dem Großen wurde von der DFG (vorerst) abgelehnt. Man möchte hoffen, dass es nicht hierbei bleibt.

TIMES MAGER

Im Hain



Von Sylvia Staudé

Die Sonne auf verzinktem Blech ist ein grausames Instrument.“ „Sie hatte diese Art zu gehen, die Bänke zu Männern werden ließ.“ „Marsha wohnte zwei Kurven weiter ... (sie war) kräftig, so wie Frauen, die sich niemals bei Möbeln entschuldigen.“ – Jetzt werden Sie denken: Dem Times mager ist die Sonne nicht bekommen. Oder warum schreibt es sonst so seltsame Sätze?

Freilich kann das Times mager nichts für obige Sätze. Sie stammen aus der Kurzgeschichte „Schlange im Hain“ von Jamir Nazir, Trinidad, für die er kürzlich den Commonwealth Short Story Prize erhalten hat. Eine Geschichte, die von Hitze erzählt, eher symbolischen Schlangen, von Landarbeit, einem Mann namens Vishnu, einer Frau namens Sita. Ah, es handelt sich um Literatur, werden Sie nun sagen. Andere aber sagen: Literatur, wie sie sich eine KI vorstellt.

Obige drei Sätze sind laut KI-Vertrauten (die KI nutzen, um KI zu entlarven) typisch für das, was entsteht, wenn man künstliche Intelligenz auffordert, Literatur zu schreiben. Typisch zudem: „nicht x, sondern y“-Konstruktionen. Und „Dreierlisten“. Da erschrickt das Times mager, denn könnte das bedeuten, dass die KI bei TMs schon heimlich die Hand im Spiel hat, verstohlen eingreift, versteckt Einfluss nimmt? Sitzt sie gar im Kopf, hat graue Zellen gekapert, paddelt durchs Hirn als hm, grausames Instrument?

Um die Story ist eine KI-Diskussion entbrannt. Die Literaturzeitschrift „Granta“ – Untertitel: „Die Heimat neuen Schreibens“ – hat den Siegertext zwar nicht von ihrer Seite genommen, kündigt aber ihre Vereinbarung mit dem Commonwealth Short Story Prize auf. Sie behalte sich in Zukunft „editorische Entscheidungen“ vor. Die den Preis vergebende Stiftung wiederum nahm im Namen aller „kolonialen“ Schriftsteller und Schriftstellerinnen so Stellung (interessanterweise mit weiblichem Pronomen): „Je verblüffender ihre Begabung ist, desto mehr verunsichert ihre ungewohnte Brillanz, desto eher wird ihr vorgeworfen, eine Maschine zu sein.“

Manche Diskutanten halten die KI nicht für den Punkt. Literaturprofessorin Sunny Singh schrieb: „Die Wahl einer schwülstigen, überladenen Prosa, eines fragwürdigen Dialekts (...) und von abgedroschenen Themen sagt mehr darüber aus, wie der Verlagsapparat in den USA, Großbritannien und der EU antikoniale Werke wahrnimmt, als über die tatsächlichen Werke.“ Schwülstig? Überladen? Könnte sein, dass jetzt eine KI beleidigt ist, die doch wohl ihr Bestes gab.